

Prävention statt Nachsorge

Seit fünf Jahren engagieren sich Bund und Länder in der Alphabetisierungskampagne. Was hat sie gebracht?

Von Astrid Mannes

Im Ausschuss für Bildung und Forschung des Deutschen Bundestages bin ich für die CDU/CSU-Bundestagsfraktion für das Thema Alphabetisierung zuständig. Wenn ich das Besuchergruppen, die mich zu meiner Arbeit im Bundestag befragen, erzähle, höre ich häufig Bemerkungen wie: „Da haben Sie ja Glück gehabt. Da haben Sie ja nicht viel zu tun.“ Wenn ich diese Menschen dann darüber aufkläre, dass wir in Deutschland mehr als sechs Millionen Deutsch sprechende Erwachsene haben, die funktionale Analphabeten sind, dann schaue ich in ungläubige oder entsetzte Gesichter.

Für zweiundfünfzig Prozent dieser gering alphabetisierten Gruppe ist Deutsch sogar die Muttersprache. Wir reden also nicht vorrangig von Migrationsproblemen. Die Mehrheit dieser Menschen hat in Deutschland die Schule durchlaufen. Laut der Leo-Studie 2018 sind in Deutschland rund 6,2 Millionen Menschen zwischen fünfzehn und vierundsechzig Jahren gering literarisiert. Zudem offenbarte die Leo-Studie, dass gut zwanzig Prozent der Deutsch sprechenden Menschen im Alter von fünfzehn bis vierundsechzig Jahren fehlerhaft schreiben. Und nicht nur diese Leo-Studie belegt das Bildungsdesaster. Andere Vergleichsstudien bestätigen seit Jahren den Befund. Gemäß der 2016 durchgeführten Iglu-Studie zur Lesekompetenz der Viertklässler in Deutschland liegt der Anteil derjenigen, die keine ausreichende Lesekompetenz haben, bei knapp neunzehn Prozent. Jeder fünfte Zehnjährige kann also nicht so lesen, dass er den Inhalt des Textes auch versteht.

Die Pisa-Studie kam vor zwei Jahren zu dem Ergebnis, dass einundzwanzig Prozent der Fünfzehnjährigen nur geringes Textverständnis aufweisen. Die Studie des Instituts zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen (IQB) 2015 bescheinigte dreißig Prozent der Neuntklässler in Deutschland ein geringes Textverständnis. 2016 erreichten im Fach Deutsch beim Lesen knapp sechsundsechzig Prozent der Viertklässler bundesweit den Regelstandard, im Bereich der Orthographie nur gerade einmal vierundfünfzig Prozent. Kompetenzen, die dem jeweiligen Optimalstandard entsprechen, erreichten in Deutschland laut IQB-Untersuchung sowohl beim Lesen als auch im Bereich des Zuhörens rund zehn, bei der Rechtschreibung nur knapp neun Prozent der Schüler.

Das Problem ist weit größer als nur die hohe Zahl der Analphabeten. Untersuchungen zeigen zudem, dass der Wortschatz der Kinder stetig abnimmt. Auch die Präsidentin des Bayerischen Lehrer- und Lehrerinnenverbandes (BLV), Simone Fleischmann, hat auf die abnehmende Sprachgewandtheit der Kinder aufmerksam gemacht. Kinder sprachen immer eintöniger. Pädagogen sehen einen Grund darin, dass in den neuen Medien immer mehr mit Abkürzungen und simplen Wortschatz gearbeitet und auch in Kindergärten und Krippen weniger auf gemeinsames Singen und Reimen geachtet werde. Immer mehr Kinder hätten, so die BLV-Präsidentin, Wort- und Satzbildungsstörungen. Zahlen aus dem Bayerischen Gesundheitsministerium bestätigen diesen Befund. Im Schuljahr 2014/15 hatte jedes vierte Vorschulkind eine Sprachauffälligkeit.

Überall fehlt Schreibkompetenz

Auch Professoren beklagen immer wieder die mangelnde Studierfähigkeit der Studenten. Auch hier mangelt es oft an der Schreibkompetenz. Fehlende Kenntnisse in den grundlegenden Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben und Rechnen verhindern immer öfter den erfolgreichen Abschluss einer Ausbildung. Die OECD-Studie PIAAC aus dem Jahr 2012 gibt Auskunft darüber, wie Deutschland hinsichtlich der Zahl der gering literarisierten Erwachsenen im Vergleich zu anderen OECD-Ländern abschneidet. Danach liegt Deutschland mit achtzehn Prozent der Erwachsenen, die nur über eine niedrige Lesekompetenz (unterste Kompetenzstufe) verfügen, knapp über dem OECD-Durchschnitt von sechzehn Prozent.

Menschen mit geringer Lesekompetenz sind im Berufsleben nur begrenzt einsetzbar. Sie üben oft einfache Tätigkeiten aus. Gerade ihre Arbeitsplätze sind von Automatisierungsprozessen, Rationalisierungsmaßnahmen und Digitalisierung besonders bedroht. Um-

schulungen und Weiterbildungen fallen diesen Menschen schwer. Gering literarisierte Menschen haben es aber nicht nur im Arbeitsleben besonders schwer. Sie sind in allen Bereichen des Lebens, ob beim Ausfüllen von Formularen oder Fragebögen, beim Lesen von Hinweisschildern oder von Beipackzetteln oder im Bereich der politischen Teilhabe, stark eingeschränkt. Auch dürfen Kinder von gering literarisierten Eltern kaum auf abendliches Vorlesen oder Unterstützung bei den Hausaufgaben hoffen – sie sind für ihren Bildungsweg von Anfang an schlechter gerüstet. Denn Bildung beginnt mit dem Bilderbuch.

Bund und Länder ziehen bei der Nationalen Dekade für Alphabetisierung und Grundbildung („Alpha-Dekade“), die noch bis 2026 läuft, an einem Strang. Bereits 2012 wurde die Nationale Strategie zur Alphabetisierung und Grundbildung Erwachsener in Deutschland auf den Weg gebracht. Der Bund hat zugesagt, für die Laufzeit der Alpha-Dekade rund hundertachtzig Millionen Euro bereitzustellen. Alle Bundesländer haben Programme zur Alphabetisierung aufgelegt und erstatten darüber regelmäßig Bericht. Es werden Modellprojekte in verschiedenen Lebensbereichen gefördert, Kurse zur Alphabetisierung angeboten oder auch die Mehrgenerationenhäuser als Lernorte speziell für Projekte in diesem Bereich gefördert – unterstützt von vielen ehrenamtlichen Organisationen, Stiftungen und Verbänden.

Mit viel Geld wenig erreicht

Die Zwischenbilanz der Alpha-Dekade ist ernüchternd. Man sieht, dass mit viel Geld wenig erreicht wird. Die Leo-Studie 2018 kam zu dem Ergebnis, dass nur 0,7 Prozent der gering literarisierten Menschen Bildungsangebote zur Alphabetisierung in Anspruch nehmen. Die meisten der Betroffenen haben sich mit ihrem Analphabetentum arrangiert, oder ihre Scham ist zu groß, um sich Dritten gegenüber zu ihrem Defizit zu bekennen und dieses anzugehen.

Wenn aber doch feststeht, dass man trotz des hohen finanziellen Mitteleinsatzes und zahlreicher vielfältiger Angebote das Ziel verfehlt, Menschen im Erwachsenenalter noch zu alphabetisieren und ihre Les- und Schreibkompetenz auf ein Mindestniveau zu bringen, muss man diesen Ansatz grundsätzlich in Frage stellen. Zumindest sind diese Bemühungen um Alphabetisierung von Menschen nach Abschluss der Schulzeit zu ergänzen um einen präventiven Ansatz. Denn es scheint doch viel aussichtreicher zu sein, dafür zu sorgen, dass Schülerinnen und Schüler in Deutschland ihre Schulzeit erst gar nicht als funktionale Analphabeten beenden.

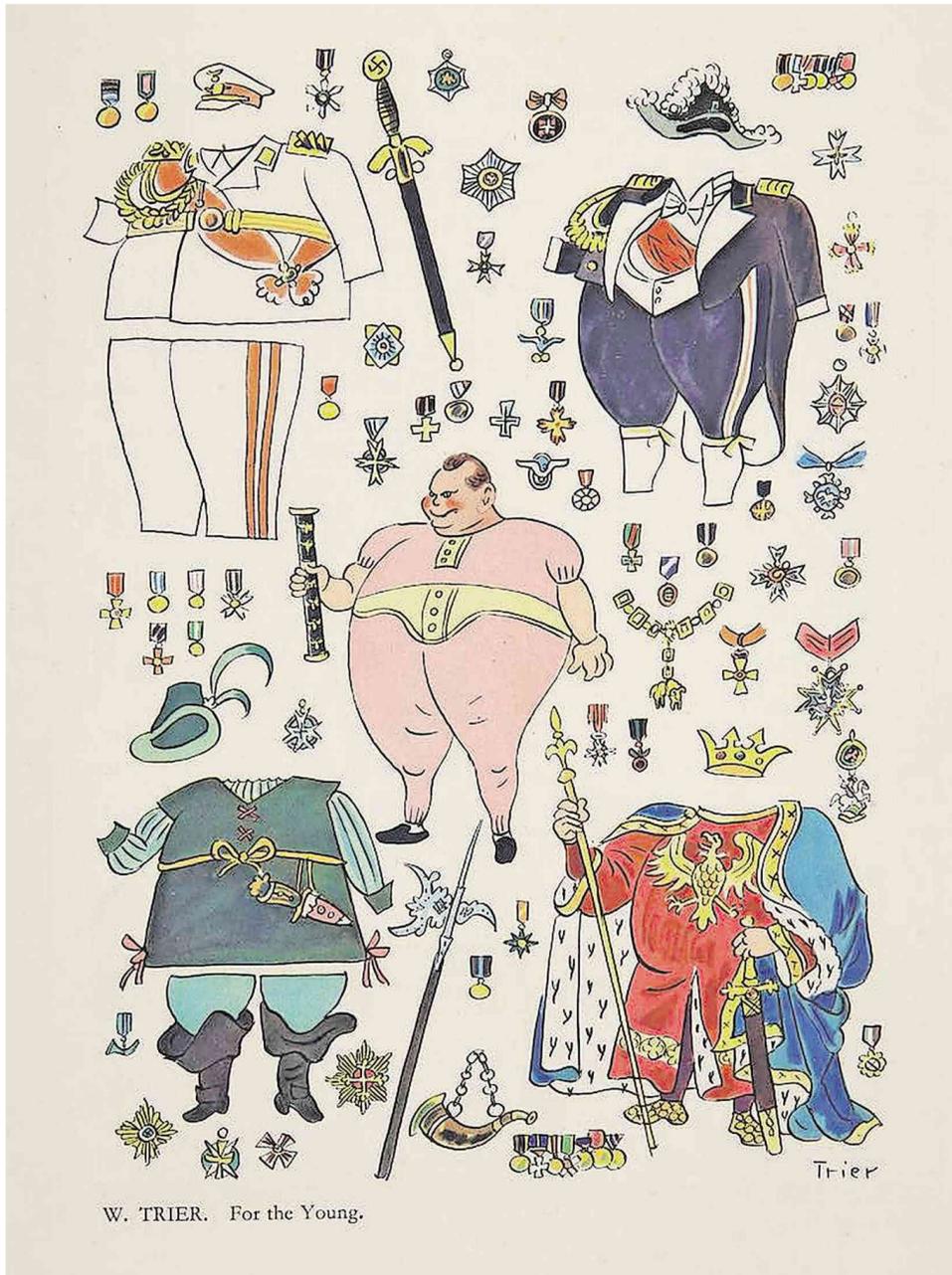
In Deutschland werden mehr als dreiundneunzig Prozent der Kinder im Alter von drei Jahren bis sechs Jahren in einer Kita oder Kindertagespflege betreut. In diesen vorschulischen Bildungseinrichtungen muss man ansetzen und Kinder altersgerecht sprachlich fördern. Richtig sprechen zu lernen muss schon hier beginnen. Auch sollte das Vorlesen fester Bestandteil der vorschulischen Arbeit mit Kindern sein, um schon früh deren Gefühl für Sprache zu schulen, aber auch die Begeisterung fürs Lesen zu wecken.

Wenn wir Kinder in diesem frühen Alter schon professionell in ihrer Sprachentwicklung begleiten und unterstützen, dann werden sie mit besseren Voraussetzungen ihre Schulzeit beginnen. Kinder mit Migrationshintergrund, die von zu Hause im sprachlichen Bereich nicht die gleiche Unterstützung erhalten können wie andere Kinder, sollten in den Jahren vor Beginn der Schulzeit die Möglichkeit erhalten, die deutsche Sprache zu erlernen und zu Beginn der Schulzeit so gut Deutsch zu sprechen wie Kinder, deren Muttersprache Deutsch ist.

Auch während der Schulzeit ist ein besonderes Augenmerk auf das Fach Deutsch zu legen, um frühzeitig festzustellen, wo Kinder zurückbleiben und von Analphabetentum bedroht sind. Hier muss dann gezielt gefördert werden. Die gezielte Zuwendung zu Problemgruppen darf nicht an finanziellen und personellen Einschränkungen scheitern: Hier ist zusätzliches Geld gut investiert.

Dieser präventive Ansatz setzt voraus, dass in allen Bundesländern die altersgerechte vorschulische Sprachförderung verbindlicher Bestandteil der Erzieherausbildung werden muss. In allen Kitas und Kindertagespflegeeinrichtungen muss eine bestimmte Stundenzahl an Sprachförderung verpflichtend vorgeschrieben werden. Nur, wenn wir frühestmöglich den größten Wert auf die sprachliche Entwicklung der Kinder legen, werden wir es vermeiden, dass weiterhin so viele Menschen in Deutschland als funktionale Analphabeten ins Berufsleben starten.

Astrid Mannes ist Bundestagsabgeordnete der CDU/CSU und Mitglied im Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung.



Popanz: Erich Kästners Lieblingsillustrator Walter Trier karikiert einen Schnittmusterbogen für Görings Phantasieuniformen. Foto Museum

Heimat im Malkasten

Das Museum der Moderne zeigt die Not von Exil-Künstlern / Von Brita Sachs, Salzburg

Nicht mehr als zehn Reichsmark im Monat durfte ausführen, wer 1937 von Deutschland nach Österreich reiste. Erich Kästner, der die Salzburger Festspiele besuchen und auch den Freund und Illustrator Walter Trier treffen wollte, mit dem gemeinsam er seit „Emil und die Detektive“ einen Erfolg nach dem anderen feierte, beschreibt in seinem Roman „Der kleine Grenzverkehr“ die groteske Situation. Wie der Georg im Roman musste Kästner in Bad Reichenhall logieren, täglich mit dem Zug über die Grenze zuckeln und sich dort von Trier aushalten lassen. Trier war aus London gekommen, wohin er, als Jude von den Nazis verfolgt, rechtzeitig emigrieren konnte. Hunderttausende hätten den Holocaust überleben können, wäre die Initiative des amerikanischen Präsidenten Roosevelt im Sommer 1938 gelungen; doch die internationale Konferenz, die er in Évian-les-Bains zusammenrief, um erhöhte Aufnahmequoten für jüdische Deutsche und Österreicher zu erwirken, scheiterte. Nur einer der zweihundertfünfzig Staaten war zur Anhebung seiner Kontingente bereit. Ein umso fataleres Versagen, als vier Monate später die grausigen Novemberpogrome jedem Juden, der noch in der Heimat ausharrte, klarmachten, dass er sie schnellstens verlassen musste – doch wohin unter diesen Umständen und ohne Geld? Dem damals fünfzehnjährigen Victor Papanek gelang mit seiner Mutter die Flucht aus Wien über Holland nach New York. Nach seinem Architekturstudium in Amerika brachte er es dort, geleitet auch durch die Begegnungen mit Frank Lloyd Wright und Buckminster Fuller, zum querdenkenden Pionier und einflussreichen Theoretiker eines ökologischen und demokratisierten Gestaltens. Sein Buch „Design for the real world“ wurde in zwei Dutzend Sprachen übersetzt. Papanek ist einer der Künstler, denen das Salzburger Museum der Moderne seine Ausstellung „Orte des Exils“ widmet. Wohl weil er bei der Flucht noch so jung war, fand er leicht in die neue Umgebung und nahm sie problemlos als Heimat an. Ähnliches gelang dem gebürtigen Wiener Wolfgang Schützky, der jung nach London zog, dort mit sozialkritischen Bildreportagen Karriere machte und heimisch wurde.

Anders Else Lasker-Schüler: In Berlin hatte man ihre expressionistische Dichtung gefeiert und sie als eine treibende Kraft der künstlerischen Avantgarde erlebt. Die Figur des Prinzen Jussuf von

Thoben, als die sie sich verkleidete und mit dem Freund Franz Marc, ihrem „Blauen Reiter“, korrespondierte, entstammt einer Orient-Phantasiewelt, in die sie sich sehnsuchtsvoll hineinschrieb und -zeichnete und von der sie sicherlich etwas in Palästina zu finden hoffte. Nach tätlichen Angriffen durch SA-Männer floh sie 1933 nach Zürich, wo sie aber keine Arbeitslaubnis erhielt und Probleme mit der Aufenthaltsgenehmigung hatte. Von mehreren Reisen nach Jerusalem bringt sie in leuchtend kolorierten Zeichnungen ihre Eindrücke aus dem „Hebräerland“ mit. Doch stehen die träumerischen Szenen mit Menschen, die alle dem Prinzen Jussuf ähneln, nicht wenig im Widerspruch zur Realität. Gezwungen zu bleiben, als die Schweiz ihr die Wiedereinreise verweigert, tut sich die Siebzehnjährige im Jerusalemer Exil schwer, insbesondere als dort nach Kriegsausbruch die deutsche Sprache verpönt ist.

Die Ausstellung ist dritter und letzter Teil einer Reihe, die Sabine Breitwieser, ehemalige Direktorin des Museums der Moderne, initiierte und ihr Nachfolger Thorsten Sadowsky fortsetzt. Sie gilt Künstlern unter den Bedingungen des Exils, und sie liefert einen Beitrag zum Thema Österreich und Salzburg in der Hitlerzeit. Bis zum „Anschluss“ 1938 diente das nahe Österreich vielen deutschen Exilanten als Zuflucht. Aber schon damals hatten nicht wenige Salzburger Bürger mit den Nationalsozialisten sympathisiert und begrüßten sie am Tag der „Heimkehr Österreichs ins Reich“ freudig. Bereitwillig schwenkte die Stadt auf den Kurs der neuen Machthaber ein, auf dem Residenzplatz fand die einzige Bücherverbrennung in Österreich statt, und vor antisemitischen Schikanen ergriff auch Stefan Zweig bereits 1933 die Flucht aus Salzburg. Für das Museum kommt hinzu, dass es auf der Schenkung großer Teile der Privatsammlung von Kunsthändler Friedrich gründet, ein Intimus des Salzburger Gauleiters in dessen Machenschaften verstrickt war.

Was machten die Exilorte mit Geflüchteten, die sich nach oft grauenvollen Erlebnissen enturzelt zum Leben in der Fremde, unter Fremden, in fremder Sprache wiederfanden? Was bedeutete diese Zäsur für ihre Arbeit, etwa für Lotte Laserstein, die als eine der ersten Frauen ein Malerstudium an der Berliner Hochschule für Bildende Künste absolviert hatte? Nach Ausstellungsverbot und Schließung ihrer privaten Malschule bescherte ihr

1937 Glück im Unglück eine Ausstellungseinladung nach Stockholm. Mit einer Scheinehe kann sie Schwedens äußerst restriktive Flüchtlingspolitik umgehen und mit Porträtmalerei in ihrem der Neuen Sachlichkeit nahestil Fuß fassen. So gut Bildnisse des schönen Ehepaars Trolle, vom bildhauernden Emigrantenfreund oder auch ihrer selbst gelingen, an die Erfolge zu Hause kann Laserstein nicht mehr anknüpfen, zumal sie in Auftragsarbeiten, die sie „Sklaverei“ nennt, oft einen konservativ-biederer Geschmack bedienen muss, der ihre künstlerische Entwicklung behindert. Dennoch gibt ihr der Beruf, ihre „eigene Wirklichkeit im Malkasten“, Halt in einer Umgebung, über die sie schreibt: „es bleibt bei aller Freundlichkeit ... immer eine Kluft.“ Ob Walter Trier das in der Ferne – von London aus emigriert er 1947 nach Kanada – ebenso empfand, ist nicht bekannt. Jedenfalls reisierte er mit seinen Illustrationen auch im Exil und macht sich mit vielen Anti-Nazi-Cartoons satirisch über den braunen Wahnsinn her.

Goebbels als in Spiritus eingelegerter Fötus mit Riesenkopf, ein fetter rosa Göring als Anziehpuppe, umgeben von aufschneiderischen Phantasieuniformen, die er bekanntlich überaus schätzte: sämtliche Nazigrößen, „The Crazy Gang“, wie er sie auf einem anderen Blatt nennt, wurden Ziele von Triers Spott. Kinoplakate, Fotografien von Dreharbeiten, Film- und Zeitungsausschnitte zeichnen die Odyssee von Louise Kolm-Fleck und Jakob Fleck nach. Sie, Österreichs erste Regisseurin, Produzentin und Drehbuchautorin, er Kameramann, mit dem sie nach Berliner Jahren 1933 nach Wien heimkehrt, weil er Jude war. Man konnte in Sankt Gilgen am Wolfgangsee noch unbehelligt den Tonfilm „Der Pfarrer von Kirchfeld“ drehen, dann schnappt auch in Österreich die Falle zu. Doch Louise Kolm-Fleck gelingt es, ihren Mann aus dem KZ Buchenwald freizubekommen. Sie flüchten nach Schanghai, einem der allerletzten 1940 noch offenen Zufluchtsorte, und trotz diverser Barrieren entsteht hier der Film „Kinder der Welt“, eine Kooperation mit chinesischen Kollegen und Schauspielern, aber auch westlichen Weihnachtsszenen und Schubert-Musik. Als einzige Künstler in dieser Schau kehrt das Paar nach Kriegsende in die österreichische Heimat zurück.

Orte des Exils. Im Museum der Moderne, Salzburg; bis zum 22. November. Der Katalog kostet 29 Euro.



Mausfingering

Von Patrick Bahners

Am Freitagmittag ging die Nachricht um die Welt, dass ein Mann in Paris vor dem Haus, in dem einmal das Büro von „Charlie Hebdo“ war, einen Mann und eine Frau, die vor der Tür eine Zigarette rauchten, mit einer Axt attackiert hatte. In die Inszenierung von Elfriede Jelineks „Wut“ am Schauspiel Köln, die am Freitagabend Premiere hatte, wurde das Ereignis nicht mehr eingearbeitet, obwohl der 2016 uraufgeführte Text den Massenmord an den Satirikern von „Charlie Hebdo“ als Material nimmt und obwohl sich der Regisseur Ersan Mondtag sonst keine Chance zur Aktualisierung des Fortschreibens entgehen ließ. So kommt in der Vorlage die Rede auf die Mänaiden, die „in die berühmte Berliner Disco Berghain, nein, Berghain abgewandert“ seien. In Köln wird die Verlustanzeige ergänzt um den Hinweis, dass das Berghain inzwischen zu einem Ausstellungshaus zweckentfremdet worden ist. Vor zwei Wochen stand das in der Zeitung. Die gelehrte Anspielung wird vom Insiderwitz überboten: Dieses Theater für Feuilletonleser hat selbst etwas Feuilletonistisches, im Willen zur Dauerglossierung und zur schamlosen Selbstreferenz. Alles bedeutet im nächsten Augenblick etwas anderes, und das von einem Riesenvogel gelegte Ei in der Mitte von Montags Bühnenbild, in dem man die von Familie Böhm entworfene Kölner Moschee wiedererkennen kann, verwandelt sich ohne Umbau in den musealisierten Technobunker. Die gezackte Schiebetür öffnet sich, Wummern dringt heraus, gefolgt von der Mitteilung: „Monika Grütters ist da drin!“ Der Exzess als Botenbericht: simulierte Selbstvergessenheit fürs Kennerkollektiv. Das Discofever erreicht den Siedepunkt, während es zur gleichen Zeit draußen, in der wirklichen Welt, in Paris oder in Halle, den Unterschied von Leben und Tod ausmachen kann, ob man vor oder hinter einer Tür steht. Benny Claessens, der Extremist der Selbstverkörperung, probt den permanenten Rollentausch von Täter und Opfer. Ist das Feuilleton vom Feinsten oder eher doch vom Größten? Da man uns vielleicht Befangenheit unterstellt, wollen wir die Sache technisch betrachten. Montags Regiestil, als bildmächtig gerührt, collagiert Requisiten aus dem medialen Fundus. Die Schauspieler fingieren die Improvisation; bei allem, was gemacht wird, hört man, dass es gemacht ist. Nichts kommt zur Sprache ohne Markierung der Sprecherposition. Die Gegenwart wird kommentiert im Medium einer mitlaufenden Kombinatorik, die den sozialen Medien Konkurrenz machen will. Aber wo die Mausfingeringe der Verbreitung von Memes und Gifs mit dem Wahn des Weltalltags Schritt halten, da ist für jeden gespielten Bildwitz der Kraftentzug sämtlicher Gewerke des Stadttheaters nötig. Und der unüberschaubare Zeitaufwand macht dieses der Illustration des Vorübergehenden verfallene Theater von vornherein anachronistisch.

Morgen

Natur und Wissenschaft

Warum so passiv? Der Staat und die Corona-Welle der seelischen Leiden

Geisteswissenschaften

Der Zeithistoriker Jürgen Habermas, von Historikern kommentiert

Alexijewitsch

In Berlin statt Belarus

Die belarussische Literaturnobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch ist am Montag nach Deutschland eingereist. Doch das habe nichts mit dem Strafverfahren zu tun, das gegen den oppositionellen Koordinationsrat, zu dessen Präsidium Alexijewitsch gehört, eröffnet wurde, versichert ihre Assistentin Tatjana Tjurina, von einer Emigration könne keine Rede sein. Die zweiundsechzigjährige Schriftstellerin plane Arbeitstreffen, die sie aus gesundheitlichen Gründen verschoben hatte. Sie werde nach Schweden fahren, auf Sizilien einen Preis entgegennehmen und sich in Deutschland ärztlich behandeln lassen. Alexijewitsch hoffe, in einem Monat wieder in Minsk zu sein, doch das hänge von ihrem Befinden ab und davon, wie sich die Ereignisse in Belarus entwickeln würden. kxo